

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ja,“ seufzte die alte Frau, „ja, wer hätte das gedacht, solch junges Blut, daß sie beide schon tot sind!“ Endlich kam sie dazu, mir die Geschichte zu erzählen; ihr Mann half ein, wenn ihr der Faden einmal abhanden kam oder wenn sie gar zu weitschweifig wurde, und so erfuhr ich alles. Aufmerksam hörte ich zu und prägte meinem Gedächtnis alles genau ein. Ich stand auf und bedankte mich. Beim Abschied sagte ich zum alten Berger: „Sie könnten gewiß noch manches erzählen —“

„Ja,“ sagte er, „manches, wenn ich reden wollte! Ach, was ist das Leben!“

„Es ist schon spät, lieber Berger; ich muß eilen! Aber ich komme wieder, und dann müssen Sie mir auch von den anderen Gräbern erzählen! — Nochmals meinen Dank; leben Sie wohl!“ Ich reichte den freundlichen Leuten die Hand und ging.

Das Gehörte beschäftigte mich sehr, um so mehr, da ich den Leutnant Wolfsburg so gut gekannt hatte. Zu Lebzeiten meines Mannes war er ein gerngesehener Gast, ein lieber Freund unseres Hauses, und ich hatte viel für ihn übrig, da er ein goldtreuer, über alles streng ehrenhafter Charakter war. Da hab' ich sein Wesen gekannt — ernst und tüchtig; doch wenn er aus sich herausging, von herzbetörender Liebenswürdigkeit. Zum Begräbnis meines kleinen Alfred habe ich ihn zuletzt gesehen — dann verließ ich meine Vaterstadt auf lange Zeit, da mir der Aufenthalt dort vorläufig unmöglich war — ich mußte Abwechslung, Zerstreuung haben, wenn ich geistig nicht zu Grunde gehen wollte. Nach ungefähr einem Jahre bekam ich nach Isola bella die Anzeige seiner Verlobung mit einem Fräulein Ulrich nachgeschickt. Ich gratulierte; für mich hatte damals nichts Interesse, so daß mir sogar diese Verlobung gleichgültig war, wenn ich mich auch darüber wunderte, da ihm, wie ich mich noch genau erinnerte, Fräulein Ulrich früher sehr unsympathisch war; wenigstens hatte er sich mehr als einmal in diesem Sinne gegen mich geäußert. Jedoch — Sympathien und Antipathien können sich ändern, und wer weiß, was ihn zu jenem Schritt gebracht hatte — er hatte vielleicht Schulden — und sie war eine reiche Erbin —!

Dann kam ich wieder hierher. Einmal besuchte er mich — nicht lange. — Er hatte etwas Verfahrenes an sich, was ich früher nie an ihm bemerkt — doch sieben Jahre sind eine lange Zeit; sie können viel ändern! Er wäre nach seiner Verheiratung einige Jahre in W. in Garnison gewesen, so erzählte er mir, wäre dann wieder nach hier versetzt worden und hätte Aussicht, bald Major zu werden. Sein Söhnchen wäre ihm auch genommen. Von seiner Frau

sprach er nicht; ich stellte auch nur die unumgänglich nötigen Fragen nach ihr, da ich gleich merkte, daß da etwas nicht im klaren war. Nachher hörte ich denn auch, daß er in sehr unglücklicher Ehe lebte und einige Wochen nach seinem Besuche bei mir trug sich denn das Schreckliche zu, das die ganze Welt in Aufregung brachte — der Selbstmord Wolf von Wolfsburgs — der in einem Anfall von Geistesgestörtheit geschehen sein sollte!

Heute abend nun fange ich an, das, was ich von den alten Leuten gehört habe, sowie das, was mir die alte Linde zugeflüstert hat, zusammenzustellen und dir, liebe Freundin, in Form einer Erzählung zu widmen, in der Hoffnung, daß du sie nicht ungünstig aufnimmst wirst! Es ist ja nur eine einfache, schlichte Begebenheit, wie sie sich so oft im Leben zuträgt — vielleicht ist sie für mich nur darum so ergreifend, weil ich den Leutnant Wolfsburg so gut gekannt habe; aber ich hoffe, daß auch du mit deinem guten Herzen Teilnahme für jene beiden haben wirst!

2.

Du bist wie eine Blume,  
So hold und schön und rein;  
Ich schau dich an und Wehmut  
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände  
Aufs Haupt dir legen sollt,  
Betend, daß Gott dich erhalte  
So rein und schön und hold.

Seine.

Hasso Wolf von Wolfsburg war einer der beliebtesten Offiziere in B. Sein nie ermüdender Fleiß, seine ungewöhnlichen Kenntnisse, seine Tüchtigkeit im Dienst und die Liebenswürdigkeit, die er im Umgang entfaltete, hatten ihn dazu gemacht. Dabei war er von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit; er machte sich gar nichts aus dem gesellschaftlichen Leben, das er, seiner Stellung wegen doch nicht ganz aufgeben konnte. Sein Ehrgeiz ging höher als nur dahin, ein gefeierter Salonheld zu sein. Unermüdet arbeitete und strebte er, ohne doch jenem faden Strebertum, das so unangenehm berührt, zu verfallen. Sein Wunsch war, etwas Großes in seinem Berufe zu leisten, dem er mit Leib und Seele anhing. Am liebsten verkehrte er in dem Hause des Stabsarztes Dr. Schöne, den er sich zum Freunde erkoren hatte; dort fühlte er sich wahrhaft „zu Hause“; so sagte er wenigstens. Leider wurde ihm dieses „zu Hause“ nicht lange vergönnt, da dieser seltene Mann ganz plötzlich an den Folgen einer Erkältung starb. Wolfsburg war ein schöner Mann und übte auf alle, die ihn kannten, besonders auf die Frauen, einen unwiderstehlichen Zauber aus. Der Kopf mit dem leichtgelockten dunklen Haar war ein echter Antinouskopf; die Züge waren wie gemeißelt und trugen das Gepräge großen Ernstes — aber wenn er lächelte, flog es wie Sonnenschein über sein Gesicht, und das verleiht ihm einen hinreißenden Ausdruck. Das Schönste an ihm waren seine großen, dunklen Augen mit dem durch-

bringenden eigentümlichen ruhigen Blicke, den so leicht niemand vergessen konnte, den er getroffen.

Für seine Jahre war der junge Offizier von einem seltenen Ernst, der ihn älter erscheinen ließ, als er war. Aber die Verhältnisse in seinem Vaterhause hatten aus dem sonntags heiteren, sorglosen Jünglinge einen ernsten, gereiften Mann gemacht. Sein Vater, ein hoher Fünziger, hatte nach dem Tode seiner Frau nochmals geheiratet und zwar ein armes, aber blendend schönes Weib, das, wie der Sohn bald bemerkte, von raffinierter Koletterie war, und das sich selbst nicht entblödete, ihre Nege nach ihm, dem schönen Jünglinge, auszuwerfen, der ihr besser gefiel als ihr alternder Gemahl. Er aber wollte ihre Lockungen nicht verstehen; dafür verleumdete sie ihn beim Vater, der ihren Tränen und Schwüren mehr Glauben schenkte als des Sohnes Manneswort, so daß dieser um Vergebung bat und tief getränkt die Vaterstadt verließ, in der er damals gerade in Garnison stand. So waren mehrere Jahre vergangen; der Gram über das Zerwürfniß mit seinem Vater, den er so sehr liebte, drückte ihn schwer; er war aber zu stolz, sich ihm ein zweites Mal zu nähern, da er das erste Mal dank dem Einflusse der Stiefmutter, kurz zurückgewiesen worden war. Ja, er mußte die kostspieligere Laufbahn des Kavallerieoffiziers mit der eines Infanteristen vertauschen, während sein Bruder Erwin, der diplomatischer war als er, das Leben in vollen Zügen genoß. Wolf mußte sich sogar einschränken, da ihm nur ein kleines mütterliches Erbteil zur Verfügung stand, denn auf den Zuschuß von seinem Vater hatte er stolz verzichtet. Doch er entbehrte nichts, da er von einer wahrhaft spartanischen Bedürfnislosigkeit war.

Sehr häufig wurde er von dem reichsten Bankier der Stadt eingeladen, und es war gar kein Geheimnis, warum — die einzige, verwöhnte Tochter des Hauses, eine üppige Blondine, zeigte ihm ganz unverhohlen ihre Zuneigung. Er blieb jedoch gänzlich unempfindlich hiergegen und beschränkte seinen Verkehr in jenem Hause auf das Nötigste. Die schöne Gabriele war untröstlich; bis jetzt war ihr jeder Wunsch erfüllt worden — und gerade dieser eine, der brennendste, sollte unerfüllt bleiben. Sie gelobte sich aber, alles daran zu setzen, sein Weib zu werden, gleichviel, ob er sie liebte oder nicht!

Während er selbst von den Frauen vergöttert wurde, machte er sich gar nichts aus ihnen und stand ihnen mit absoluter Gleichgültigkeit gegenüber — keiner konnte ihm ein galantes Abenteuer nachsagen, so sehr ihn die Kameraden auch beobachteten. Doch drohten sie ihm wohl, daß auch ihn einmal das Verhängnis ereifen und Gott Amor sich für diese Geringschätzung rächen würde. Er aber verlachte die Warner und meinte, er wäre absolut geseit!

Doch das Verhängnis ereifte ihn — die Liebe kam über ihn, eine große, gewaltige Macht, gegen die er kämpfte mit aller Energie, die ihm eigen war — doch vergebens — er unterlag!

Es war in der Kirche. Schräg vor ihm saß ein junges Mädchen. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid und hatte einen englischen Strohhut auf dem blonden lockigen Haar. Halb aus Neugier, halb aus Langeweile beobachtete er, wie ihr Auge voller Andacht an dem Geistlichen hing. In ihrer Erscheinung prägte sich eine kindliche Unschuld und eine Bornehmtheit der Haltung aus, die ihn frappierten. Leider konnte er ihr Gesicht nicht ganz sehen; dafür entschädigte er sich reichlich durch den Anblick ihres Profils, das wunderbar rein und edel war — ein feines, gerades Näschen, ein süßer Mund und ein sanft gerundetes Kinn. Er nahm sich vor, das Mädchen nicht aus den Augen zu lassen. Nach Schluß des Gottesdienstes beeilte er sich, den Ausgang zu erreichen, und an der Kirchthür wartete er auf seine Unbekannte. Schon von weitem sah er sie kommen, und er war überrascht von dem Liebreiz ihrer Erscheinung — ein entzückendes, nur etwas bleiches Gesichtchen, das von einem Paar wunderbarer Augen besetzt wurde. Er trat ihr in den Weg; unwillkürlich blickte sie zu ihm auf — groß und voll ruhten da seine Augen auf ihr, daß eine dunkle Röte das lilienweiße Gesicht überflutete; gleich darauf war sie im Gedränge verschwunden und so sehr er sich auch bemühte, er sah sie nicht mehr. Rühmützig darüber, setzte er seinen Weg fort, darüber nachsinnend, ob er sie wohl wiedersehen würde. — Nachmittags ging er mit einem Kameraden spazieren. Das schöne Wetter hatte die meisten Leute herausgelockt, und große Scharen von Spaziergän-

gern strömten ins Freie. Er mußte noch immer an das Mädchen denken — ihr Gesicht und der Blick ihrer Augen wollten ihm nicht aus dem Sinn. Wer mochte sie sein?

„So schweigsam, lieber Wolfsburg?“ fragte da sein Begleiter in sein Grübeln hinein, „Sie denken wohl wieder über eine strategische Frage nach?“

„Nein, Strachwitz, nein! — Woran ich denke, das können Sie nie erraten,“ lächelte der Angeredete.

„Na — wenn es Hartleben wäre, würde ich mit Bestimmtheit behaupten, daß mal wieder ein Weib in seinem Kopfe spule — aber Sie Cato — eher glaubte ich an den Untergang der Welt!“

„Wenn es aber doch so wäre?“ gab Wolf lächelnd zurück.

„Wie — höre ich recht — Sie, Wölfschen —?“

„Ja, ja, ich habe heute morgen in der Kirche ein Mädchen von so berückendem Liebreiz gesehen, wie noch kein anderes! Der Gesellschaft scheint sie aber nicht anzugehören, sonst würde ich sie kennen.“ Und er beschrieb ihr Aeußeres so anschaulich, daß Strachwitz einen leisen Pfiff ausstieß und sagte: „Ich glaube, die kenne ich und habe sie öfters gesehen.“

„Ah! Und wo, wenn man fragen darf?“

Doch Strachwitz antwortete nicht, sondern sah aufmerksam gerade aus; plötzlich bemerkte er, auf zwei junge Mädchen deutend, die ihnen gerade entgegenkamen — „Ist es vielleicht die links?“

„Ja, beim Himmel, sie ist es,“ bestätigte Wolf erregt, „haben Sie schon je etwas so Süßes gesehen?“

Das Mädchen erkannte sofort den Offizier vom Vormittag wieder und schlug vor seinem beredten Blick erröthend die Augen nieder. Dem Sonntag zu Ehren hatte sie ein weißes Batistkleid angelegt, in dem sie wie die verkörperte Unschuld und Reinheit aussah. Als sie vorüber war, fragte Strachwitz:

„Sie möchten also wissen, wer die Kleine ist? — Sie heißt Mary Winters und ist Puzmacherin.“

„Puzmacherin?“ Es klang sehr enttäuscht und fast ungläubig, wie Wolfsburg das wiederholte.

„Ja — Puzmacherin in dem Modesaalon der Frau Gündel am Rolandplatz.“

„Woher wissen sie das?“

„Von Hartleben. Sie wissen, der hat eine feine Nase und spürt alles aus. Seit März ungefähr ist die Kleine hier — aber riesig unnahbar, wie er sagt! Na, er wird's vielleicht aus Erfahrung wissen, schweigt sich aber darüber aus! Leipziger Straße 14, zwei Treppen, bei einer Witwe Müller oder Schulze wohnt sie. Das ist alles, was ich sagen kann! Schade, daß ich kein Weib bin — denn Hülfe von solch schönem Kinde aufgesetzt bekommen, muß doch eine Wonne sein!“

So plauderte er, während Wolfsburg halb zerstreut zuhörte. Wo Puzmacherin war sie — schade! Und er seufzte unwillkürlich auf. Strachwitz sah ihn von der Seite an.

„Nanu — wem galt der Seufzer? Doch nicht etwa dem kleinen Mädel von vorhin? — Sie werden ja ganz rot — ei, ei, mein lieber Freund!“ Und scherzhaft drohend hob Strachwitz den Finger. Aber des anderen Gesicht war sehr ernst als er sagte: „Strachwitz, ich bitte Sie, lassen Sie das! Es tut mir weh! Das Mädchen ist so süß und hold, daß ich es auf der Stelle lieben und heiraten könnte!“

„Mensch, warum denn gleich so gründlich? Sie können die Kleine doch auch sonst lieben und anbeten! Muß man denn immer gleich an Heiraten denken? Glauben Sie, diese kleinen Mädchen denken selbst nicht daran — ach, und ich sage Ihnen, sie können so süß und heimlich küssen! Weg doch mit der Schwerefälligkeit, Wölfschen genießen Sie Ihre Jugend; erwerben Sie sich die Gunst jener Kleinen, wenn Sie Ihnen so gut gefällt — Ihnen wird es ja nicht schwer fallen. Die Weiber warten ja nur auf Sie! Jenes kleine Mädel wird Sie auch nicht gleich nach dem Standesamt fragen! So etwas liebt man wohl, aber man heiratet es nicht, und, glauben Sie, 's ist eine der größten Himmelsgaben, so ein lieb Ding im Arme zu haben!“ Das sagte Strachwitz in seinem gewöhnlichen, etwas frivolen Tone, während er unternehmend das blonde Bärchen zwirbelte.

„Strachwitz,“ — sagte da Wolfsburg stehen bleibend und ihm ernst ins Gesicht schauend — „Strachwitz! haben Sie sich denn auch ernstlich überlegt, was Sie da sagen? Sind Sie sich nicht der Frivolität bewußt, die in Ihren Worten liegt?“

(Fortsetzung folgt.)

### Tsingtau und Tsinanfu.

„Wohin fahren Sie eigentlich?“ frag uns der lebenswürdige Geheimrat aus Berlin, der eine geologische Studienreise machte, als wir uns zum erstenmal im Speisewagen des sibirischen Expreßzuges gegenüber saßen. „Wir fahren vorläufig bis Tsingtau,“ erwiderten mein Vater und ich. „Das trifft sich ja famos, ich fahre bis Dalny, wir fahren also 12 Tage zusammen.“ Wir wurden unzertrennliche Reisegefährten, denen sich noch ein Bieter anschloß, ein deutscher Ingenieur, der nach Japan fuhr. Alles Interessante, was die Reise bot, genossen wir zusammen. Wir pendelten auf den größeren Stationen auf und ab, wo der Zug meistens 10 Minuten Aufenthalt hatte, und beobachteten Land und Leute. Flora, Fauna und Bodenbeschaffenheit wurden für uns durch die interessanten Erklärungen des Fachmannes noch bedeutungsvoller. Die Tischgespräche bei den gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten brachten immer neue Anregung, auch ließ man sich gegenseitig Bücher, besuchte sich in den bequem eingerichteten Abteilen und beobachtete die internationale Reisegesellschaft. Als in Dalny die 12tägige Bahnfahrt ihr Ende hatte, wurde das fast allgemein bedauert, die Tage waren nur so geflogen. Noch ein gemeinsamer Besuch der Schlachtfelder von Port Arthur und ein Gang durch das großzügig von den Russen am Eingang zum Golf von Liaotung angelegte jetzt japanische Dalny und dann trennte sich die Reisegesellschaft. Mein Vater und ich schifften uns auf der Boongmoon der Hamburg-Amerika-Linie ein. Wir näherten uns jetzt mit Macht unserem Reiseziel Tsingtau. Fröhlich stieg die schroffe zackige Bergkette von Schantung vor uns auf, das war die erste Enttäuschung, flach und gelb hatte ich mir die chinesische Küste vorgestellt. Ein prächtiges Farbenpiel begann, tiefblau schimmerte das „gelbe“ Meer, die Felsen der Schantungsküste waren rot überhaucht von den Strahlen der aufgehenden Sonne. In atemloser Spannung standen wir auf Deck, ein Stück deutschen Bodens zu sehen. Den schönsten Anblick bietet Tsingtau von der See aus, das wußten wir; schon lag es vor uns, weit ausgebreitet inmitten einer Anzahl grün bewaldeter Hügel: unser deutsches Tsingtau! Grüne Hügel, rote Fingelhügel, wie zu Hause blaues Meer und strahlender Himmel, das war der erste Eindruck. Langsam glitt das Schiff näher an der Ardonaisel mit dem Leuchtturm und dem kleinen Hafen vorbei. Hunderte schwarzer chinesischer Fischerboote von phantastischer Form belebten die Bucht. Noch wurde unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt. Die Einfahrt bis zum großen Hafen dauert 1 Stunde. Endlich erblickten wir mit dem Glanze die am Quai auf uns wartenden ostasiatischen Freunde. Tsingtau war erreicht. Ein Wagen mit Chinesen, trotz Revolution bezopftem Kutscher brachte uns durch die ausgedehnten Hafenanlagen und durch die sauber mit breiten Straßen angelegte Chinesenstadt, den sogenannten Ta pantao nach der eigentlichen deutschen Stadt und dem großen, bequem und geschmackvoll eingerichteten Hotel Prinz Heinrich. Von jetzt an saunten wir. Schon von der See aus hatte uns Tsingtau durch seine herrliche Lage an den verschiedenen Buchten, mit seinen 12 grünen Hügel und stattlichen öffentlichen Gebäuden einen großen Eindruck gemacht. In der Stadt vertiefte und verstärkte sich dieser Eindruck beständig. Was hat deutscher Fleiß, deutsche Tüchtigkeit und Ausdauer dort in kurzer Zeit geschaffen! Wo vor 15 Jahren noch ein kümmerliches Fischerdorf stand, erhebt sich eine moderne, große Stadt, mit breiten Straßen, schönen Häusern, Automobilen usw. Nur die zahlreichen Chinesen und die Riesenschöne erinnern daran, daß man sich nicht in Deutschland befindet. Eines der schönsten Gebäude ist die neue evangelische Kirche auf einem Hügel in beherrschender Stellung gelegen. Alle öffentlichen Gebäude, die Bank, das Gouvernementsgebäude und andere mehr, zeigen ein echt deutsches Gepräge.

Auf schmalem, teilweise in die Felsen gehauenen Pfad gelangt man zu dem etwas abseits der Stadt liegenden Badestrand. — Wer fahren will, benutzt die ausgezeichnete Fahrstraße nach dem Rennplatz und den Altislaternen. — Am Badestrand trifft sich nachmittags ganz Tsingtau und Erholungsbedürftige der Küste. Tsingtau gilt als der beste und schönste Erholungsplatz Ostasiens. Der Forstgarten landeinwärts hinter der Augusta-Viktoria-Bucht bietet herrliche Spaziergänge. Was wird dort nicht alles gezogen an heimischen Früchten und Blumen! Die Weihnachtsbäume von dort werden bis nach Peking verschickt.

Wir fuhren im Auto nach dem Lauschengebirge, eine andert halbstündige, hochinteressante Fahrt, durch chinesische Dörfer, auf guter, deutscher Straße. Ueberall war die Ecute auf offener, runder Tenne aufgeschichtet. Frauen, in ihrer merkwürdigen Tracht, in blauen Kitteln und weiten Hosen, die Beine von den Waden bis zum Knöchel mit grünen, roten oder gelben Binden umwickelt, fast alle noch auf winzigen, verkrüppelten Füßen, schwerfällig, aber doch schnell trippelnd, und Kinder mit niedlichen, kleinen, abstehenden Zöpfchen, meist ganz nackt, verrichteten die Arbeit. Alte Weiber und Greise sahen zu. Erzählungen aus der biblischen Geschichte werden in einem nachgerufen. Hier drischt ein Ochse die Frucht aus, indem er eine Steinwalze über die Halme zieht, dort wirft ein Mädchen die gedroschene Frucht hoch über den Kopf, damit sich die Körner von der Spreu trennen.

Charakteristisch für das Lauschengebirge sind die schroffen, hohen Felswände, die sich zu Kletterpartien und anstrengender Hochgebirgstouren sehr gut eignen. Für Erholungsbedürftige und Touristen bietet das „Mecklenburghaus“ bequemes Unterkommen, auch haben viele Familien im Lausch an ihre Sommerhäuser. Wir fanden dort oben prächtige Blumen, keine wilde Preis, blaue, rundköpfige Disteln, Asters, Nelken und eine Menge uns fremder Arten.

Wie im Flug verging die schöne Zeit. Tagsüber wurden die Arbeitsstätten Tsingtaus besichtigt: Die Missionen mit ihren Schulen, die Deutsch-Chinesische Hochschule, die Werk und die Hafenanlagen, sowie die Unternehmungen der deutschen Firmen, wie die Germania-Bräuerei, die Dampfziegelei von Diederichsen u. Co. und andere. Abends labte man sich an Tsingtauer und Münchener Fassbier bei „Dachsel“. Ein Spaziergang auf der großen Mole im kühligen Seewind und angeichts der vielen Lichter der in der Bucht verankerten Kriegsschiffe beschloß den Tag.

Der Tsingtauer Aufenthalt war zu Ende, nun galt es, Tsinanfu, die neue Heimat, zu erreichen. „Wie heißt der Ort?“ — „Das ist ja ein fürchterlicher Name!“ — „Da wollen Sie hingehen?“ Wie oft habe ich das zu Hause hören müssen. Ich muß gestehen, von der chinesischen Handelsstadt Tsinanfu mit 100 000 chinesischen Einwohnern und einer deutschen Kolonie von 50 Köpfen konnte ich mir selbst keine rechten Vorstellungen machen. Meine Erwartungen waren auf ein Minimum herabgesetzt.

Die neunstündige Fahrt von Tsingtau landeinwärts in den bequemen Wagen der Schantung-Eisenbahn war hochinteressant. Die Strecke führt durch landschaftlich schöne, abwechslungsreiche und überaus fruchtbare Gegenden. Das herrlichste Obst, Trauben, Birnen und Pfirsiche, wurde an den Stationen von chinesischen Händlern angeboten. Gegen 6 Uhr abends tauchten die Türme der katholischen Missionskirche von Tsinanfu auf. Durch grüne Reisfelder und gepflegte Gärten ging die letzte Strecke. Dann hielt der Zug. Eine Menge Damen und Herren der Welt waren erschienen, um uns zu begrüßen, Kinderhände mit Blumensträußen streckten sich uns entgegen, und überall freudliche Gesichter, die uns willkommen hießen. Nach Landesitte mußten wir in Säften steigen, die Träger hoben an, der Vorreiter schwang sich auf seinen Bony und fort ging es im Geschwindschritt. Zunächst durch Straßen mit chinesischen Läden, Garlkäfen und Herbergen. Nach einigen Minuten änderte sich das Bild, schöne europäische Häuser in großen Gärten säumten die Straße zu beiden Seiten ein. Besonders fielen mir das Konsulat auf, die Bank, das deutsche Krankenhaus, die Häuser der großen Firmen wie Carlows, Diederichsen, Schwarzkopf, Arnold-Karberg und viele Privathäuser, die alle dicht nebeneinander liegen.

Es ging mir wie in Tsingtau, der erste angenehme Eindruck durch die herzliche Begrüßung am Bahnhof verstärkte sich von Tag zu Tag.

Die deutschen Hausfrauensorgen fallen hier fast ganz weg, da die gut angeleitete chinesische Dienerschaft im allgemeinen vorzüglich für die leiblichen Bedürfnisse und für die Behaglichkeit der Herrschaft sorgt. Der Hausfrau bleibt nur die Leitung und Aufsicht, im übrigen kann sie sich ganz ihren Neigungen widmen. Fast jede der zahlreichen Familien besitzt ihren eigenen Tennisplatz. Dem Tennis sind bis tief in den November hinein die freien Nachmittagsstunden gewidmet. Die landschaftlich schöne Umgebung Tsinanfus bietet reiche Abwechslung für Ausflüge und Picknicks zu Pferd und zu Fuß. Die bequemen Bergsänften — an 2 Tragstangen besetzte Stühle, von 2 Kulis getragen — werden von Damen und Kindern für den ganzen Sonntag gemietet; der Boy sorgt dafür, daß der Frühstückskorb mit guten Speisen und Getränken für die Nacht gefüllt ist, und dann zieht die fröhliche Gesellschaft los, zu einem buddhistischen Kloster in die nahen Berge, zu einer Treidelbootfahrt auf dem Siao hing ho oder zu einem Ausflug nach dem gelben Fluß. Eine zwanglose Geselligkeit, bei der musiziert und vorgelesen wird, vereinigt oft abends die befreundeten Familien; und auch an den üblichen Damentees fehlt es nicht. Die deutsche Post hält eine enge Verbindung mit der Heimat aufrecht. Dreimal in der Woche trifft Heimatspost hier ein und dreimal geht Heimatspost von hier ab. Wir haben Inlandsporto, wie zu Hause.

Die Europäer wohnen in der 1906 gegründeten Niederlassung, die von den Chinesen selbst nach modernen Grundsätzen verwaltet wird. Das enge Gewinkel der ausgedehnten Chinesenstadt ist noch vollkommen unberührt von europäischen Einflüssen. Durch lange Vorstadtstraßen, in denen der Verkehr von Rickshaws und Lastkaren — andere Fahrzeuge gibt es hier kaum — von Reitern und Fußgängern ganz riesig ist, gelangt man in die etwas breitere Hauptgeschäftsstraße. Dort liegen die vornehmen chinesischen Seidenhäuser, in denen man farbenprächtige Seide und prächtige Profate kaufen kann, dann die Läden, in denen chinesische Altertümer für oft ungeheure Summen gehandelt werden, Teeläden, Buchhandlungen und andere mehr.

In der Chinesenstadt ist auch die deutsche Schule untergebracht, an der 3 deutsche Lehrer etwa 80 Schüler unterrichten. Im Sommer 1912 ist dort mit ganz kleinen Mitteln ein interessantes Museum geschaffen worden, das von zu Hause reichliche Unterstützung verdient. Wie großzügig die Engländer, durch

reiche Privatmittel unterstützt, arbeiten können, das zeigt das Museum der englischen Mission, das nahe der deutschen Schule schon jahrelang besteht. Die Chinesenstadt hat eine Menge Sebenswichtigkeiten an Tempeln, Dainen und Schulen. Typisch für Tsinanfu sind seine vielen Quellen, die meistens von alten Tempeln eingeführt sind.

Was deutsche Arbeit leistet, zeigen die grohartigen Eisenbahnwerkstätten der Tientin—Putou-Eisenbahn in Takuaischu, deren Organisation in China wohl nicht ihresgleichen hat.

Tsinanfu ist der Knotenpunkt der Tientin—Putou- und Schantung-Eisenbahn und wird jährlich von Hunderten von deutschen Durchreisenden besucht. Man erstaunt oft, wenn man sieht, wie wenig man zu Hause von dem Platz weiß, der von solcher Bedeutung für das Deutschtum ist, und es kommt mir beinahe maßlos vor, wenn ich daran denke, daß ich vor meiner Abreise bedauert wurde, hier leben zu müssen, wo man im Mittelpunkt großer Interessen steht und von allem notwendigen europäischen Komfort umgeben ist. M. B.

### Ewiges Leben.

Von Dr. A. Vanid.

kos. Stets um die Jahreswende werden Wünsche aller Art für die Zukunft ausgesprochen, und „Reichtum, Glück, Gesundheit und ein langes Leben“ heißt immer der Refrain. Ein langes Leben, ja, wenn es möglich wäre, sogar das ewige Leben wünscht sich wohl jeder Mensch einmal. Natürlich müßte es in Gesundheit und Jugendkraft sein. Es ist aber nicht nur bei dem Wunsch geblieben, von jeder gab es auch sinnige Köpfe, die sich mit der Lösung der Aufgabe beschäftigten, wenn nicht das ewige Leben zu finden, so doch das Leben zu verlängern. Es ist oft viel Aberglaube, Hexerei und Betrug dabei; es hat aber auch Bestrebungen gegeben, die ehrlich gemeint waren und ernst genommen werden müssen. Wir haben bei uns eine Vermehrung der Bevölkerung erlebt, die kaum erregend ist. Woraus anders ist sie zurückzuführen, als auf die Verlängerung des Lebens der Menschen? Die Zahl der Geburten war sicher früher nicht geringer als heute, die Zahl der Todesfälle natürlich auch nicht, denn jeder Mensch muß ja wieder sterben. Aber wenn früher etwa 1/4 aller Menschen schon im ersten Lebensjahre starben, so haben jetzt kaum noch die Hälfte dieses Los, für alle übrigen ist eine bedeutende Verlängerung des Lebens eingetreten. Die Menschen, die früher wenige Wochen oder Monate alt wurden, leben heute jahrzehntlang, und die, die früher mit 40 oder 50 Jahren dahingingen, bringen es heute auf 60, 70 oder gar noch höher. Ganz von selbst ist freilich diese Unternehmung nicht gekommen. Der Mensch hat nach Mitteln gesucht, sein Leben zu verlängern, und er hat sie gefunden. Keine Zauberkräfte, sondern nur Reinlichkeit und gute Säuglings- und Krankenpflege. Wenn der Umfang eines Menschenalters heute festgelegt werden sollte, er würde wohl das doppelte des Zeitraumes umfassen, den wir jetzt allgemein als ein Menschenalter bezeichnen. Und es ist anzunehmen, daß wir noch nicht einmal am Ende dieser Bewegung stehen. Allbekannt sind die Bestrebungen Reishniffis, des Propheten des Boghurt, der das Durchschnittsalter der Menschen auf 100 Jahre bringen will. Es bedarf dazu lediglich des Intestibacteriums, das die schädlichen Darmbakterien tötet, und daneben einer vernünftigen Lebensweise. Denn, so widersinnig es auch klingt, die meisten Menschen essen sich zu Tode, d. h. wenn sie weniger essen würden, würden sie länger leben. Darin liegt ein Hauptgeheimnis aller Lebensverlängerungsregeln.

Vorausgesetzt, die Menschen hätten die nötige Charakterstärke und Selbstzucht, auf ihre hergebrachten Schwänse und liebgewonnenen Genussmittel zu verzichten und sich streng nach den Regeln der Ärzte zu richten, was hindert uns daran, zu glauben, daß mit der Zeit die Hundertjährigen so häufig werden, wie heute die Sechzigjährigen? Wer hundert Jahre sind noch keine Ewigkeit, und bis zum ewigen Leben ist ein so gewaltiger Schritt, daß man dieses Ziel für den Menschen nie ernsthaft zu erstreben suchen wird. Gibt es denn überhaupt ein ewiges Leben? Wir wissen von Tieren, die weit über hundert Jahre, und von Bäumen, die weit über tausend Jahre alt werden können. Gibt es da nicht auch Lebewesen, die hunderttausend oder Millionen von Jahren überdauern können? Wer denkt jetzt z. B. nicht daran, daß die in den Pyramiden gefundenen Getreidekörner der alten Ägypter beim Pflanzen wieder in die Halme schießen, daß in römisch-gallischen Gräbern gefundene Körner heute wieder Kehren tragen sollen? Das wäre doch ein Beweis, daß sich in den Samenformern das Leben viele tausend Jahre, also wohl auch ewig erhalten könnte. In Wirklichkeit aber handelt es sich bei allen diesen Behauptungen nur um Phantasien, die freilich gern geglaubt werden. Und wenn Reisende aus Ägypten das Gegenteil behaupten, so sind sie nur das Opfer schlauer einheimischer Händler geworden, die frühe Getreidekörner unter die in den Pyramiden gefundenen gemischt hatten. Die Wissenschaft hat sich gründlich an die Erforschung dieser Dinge gemacht. Gaston Bonnier, Kothuis, Gain und Broca-Moussau, um nur einige Namen zu nennen, haben Keimversuche mit Samenformern jeden Alters unternommen. Es

hat sich aber ergeben, daß kein Samen nach länger als hundert Jahren noch Keimkraft besaß. Die Körner zeigen zwar oft noch ein ganz frisches Aussehen, die mikroskopische Untersuchung aber läßt erkennen, daß die innere zelluläre Organisation zerstört ist, so daß ein Keimen unmöglich noch erfolgen kann. In das Gebiet der Märchen gehören auch die Berichte von den Aufrichtierden, die ewig in der Trockenheit aufbewahrt werden können, und doch wieder zum Leben erwachen, sowie sie angefeuchtet werden. Man hat durch Versuche erwiesen, daß derartige Aufrichtierden nach einer Aufbewahrung im Trocknen von langer als 30 Monaten nicht wieder zum Leben zurückgerufen werden können.

Weder bei den Pflanzen noch bei den Tieren sehen wir also die Möglichkeit eines ewigen Lebens. Aber im Mineralreich können wir sie finden. Ein Salzkristallchen kann tausend und Millionen von Jahren ruhen, bringt man es dann wieder in eine gesättigte Salzlösung, so wird es weiter wachsen. Es wird seinen Körper vergrößern und die neu aufgenommene Substanz sich innerlich und äußerlich organisch anpassen. Dieser Vorgang heißt doch Leben? Und was für das Salzkristallchen gilt, das gilt auch für den Quarz, für den Feldspat, überhaupt für alle Kristalle. Wenn sie heute wieder unter denselben Bedingungen, die bei ihrer Entstehung herrschten, in glutflüssige Gesteinsmasse kämen, so würden sie auch zu neuem Wachstum erwachen.

Die Kristalle also haben das ewige Leben. Warum nun Tier und Pflanzen, warum der Mensch nicht? Vielleicht sehen wir die Sache nur falsch an. Wir halten unser Einzelbestehen und unsere augenblickliche Daseinsform schon für „das Leben“. Wenn es so wäre, dann wäre mit dem Tode natürlich alles aus. Aber wir kennen viele niedere Tiere, die sich durch Teilung fortpflanzen; es lebt also bei ihnen selbst in der tausendsten und millionsten Generation noch ein Teil der Zelle des Muttertieres fort. Ist das nicht ewiges Leben? Und wenn man das sagt, dann haben alle Lebewesen, Pflanzen, Tiere und auch der Mensch ein ewiges Leben; denn auch bei ihnen ist die Fortpflanzung nur das Selbständigwerden einer winzigen Körperzelle. Sie leben also alle in ihren Nachkommen weiter. Und so wollen wir unseren Wunsch nach ewigem Leben auch auffassen. Nicht unsere augenblickliche Daseinsform soll ewige Dauer haben, aber in unseren Kindern und Kindeskindern wollen wir uns lebensfähig zu erhalten suchen. Dann haben auch wir das ewige Leben!

### Vermischtes.

\* Das Lachen und der Charakter. Daß man an dem Lachen eines Menschen seinen Charakter erkennen kann, erzählt seinen Lesern das Pariser Journal. Das Kennzeichen sei der im Klang des Lachens vorwaltende Vokal. Der Mann, den auf a lacht, ist harmlos, die Frau unbeständig und außerstande, ein Geheimnis zu bewahren. Das Lachen auf e läßt auf Neuartigkeit, Schwermut und Eklektizismus schließen, das Lachen auf o auf einen offenen, großmütigen Charakter; auf i lachen Kinder und Blonde Frauen. Vorsicht aber — so warnt das Journal — vor den Menschen, die auf u lachen. Das sind unehrliche, verlogene, verleumderische Charaktere, kurz, Leute, die man nie zum Lachen bringen soll.

\* Das Nützlichste. Frau Müller hat eine Tochter, die natürlich hochmusikalisch ist. Nach langjährigen Klavierstunden spielt sie bereits geklärt und soll nunmehr durch einen der ersten Klavierlehrer zu einer wirklich bedeutenden Pianistin ausgebildet werden. Nachdem sie dem Musikprofessor vorgespielt hat, fragt ihn Frau Müller, wie lange wohl die Ausbildung zur Virtuositin dauern werde, und erhält die Antwort, das sei schwer zu sagen. „Aber ich bitte Sie,“ ruft sie entrüstet, „hat denn meine Tochter nicht die notwendigen Eigenschaften dazu?“ — „O ja, sie hat zwei Hände.“

### Bilderrätsel.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselbegriffs in voriger Nummer:  
Du bist geboren warst an's Licht,  
Weinst du; es treuten sich die Felten.  
Lebe so, daß, wenn dein Auge bricht,  
Du dich freust, die Menschen aber weinen.

Indisch.